Kultur





In Symbiose

BRIXNER SYMPOSION MUSIK UND KIRCHE: Thema „Religion und Musik – ein Traumpaar?“

Von Barbara Fuchs

Eine Journalistenregel lautet, dass Aussagen, sofern sie nicht eindeutig belegt sind, mit Fragezeichen zu versehen sind. **Die Brixner Stiftung Musik & Kirche** hat bei ihrem diesjährigen Symposionsthema *„Das Traumpaar Religion und Musik“* auf dieses Fragezeichen verzichtet. Damit war klar, dass sich die dreitägige Veranstaltungsreihe aus musikgeschichtlichen und musiktheoretischen Vorträgen, Wortmeldungen, Diskussionen und Konzerten unter anderem an diesem Fragezeichen abarbeiten würde. Auch im 39. Jahr seines Bestehens hat das Symposion nichts von seiner Relevanz verloren, auch wenn die Zahl der bei den Vorträgen anwesenden Gäste konstant überschaubar bleibt.

Josef Lanz als künstlerischer Leiter der Stiftung Musik Brixen würdigt in seiner Einführung die Bedeutung der Kirche als Vermittlerin, ohne die das Traumpaar Musik und Religion nicht zusammengefunden, auf jeden Fall nicht so lange zusammen durchgehalten hätte. Die Vielfalt spiritueller Angebote in unserer Zeit mache deutlich, dass die Sehnsucht nach Transzendenz bedient werden möchte. Der Stellenwert der geistlichen Musik, ob in Kirche oder Konzertsaal, sei dabei nicht zu unterschätzen.

Domdekan Fistill thematisierte in seinen Grußworten vor allem Prozesse der Entfremdung, die beim Traumpaar Religion und Musik in Geschichte und Gegenwart nicht ausgeblieben seien. Denn beide versuchten, die eine mit Sprache, die andere mit Tönen, das Unendliche mit endlichen Mitteln zu umreißen. Während es sich bei der Religion aber um einen eher monogamen Partner mit einem eindeutigen Ziel handle, tanze die Musik sprichwörtlich auf vielen Hochzeiten. Doch beide Partner brauchten einander und hätten gerade bei Beziehungskrisen Fruchtbares hervorgebracht.

Von der liturgischen Bindung zur Freiheit des spirituellen Ausdrucks

Vor diesem Ideenhintergrund breitete der emeritierte Professor für Dogmatik und ehemalige Leiter des Ökumenischen Instituts an der Theologischen Fakultät Luzern, **Wolfgang W. Müller,** seine Überlegungen zu dem *„ungleichen Paar Theologie und Musik“* aus. Die beiden *„schwierigen Partner“* mühten sich ab zwischen Wort und Ton, Norm und Freiheit, Wahrheit und Schönheit, brachten aber im Ergebnis dennoch Großes hervor, und auf dem schmalen Grat zwischen Lebenden und Toten, Welt und Transzendenz erweisen sich musikalische Rituale als verlässliche Brücken. Naturgemäß forderte die christliche Offenbarungsreligion eine Unterordnung der Musik unter die heiligen Texte und in der Frühzeit eine ausschließlich vokale liturgische Musik. Doch bereits Augustinus empfahl, *„wo Worte nicht ausreichten ein Neues Lied, um mit Jauchzen und Jubel“* den unaussprechlichen Gott zu loben.

Das Verhältnis Text und Musik blieb ein strittiges Thema. So versuchte das Konzil von Trient im 16. Jahrhundert die aufblühende Polyphonie mit dem strengen Palestrina-Satz gerade noch einzuhegen, päpstliche Schreiben wiesen in der Folge immer wieder darauf hin, dass die geistliche Musik die Aufgabe habe, den Glauben zu vertiefen und nicht durch ausschweifende (Instrumental-) Musik von seinen Inhalten abzulenken. Der Aufwertung des Gemeindegesangs durch die Reformation folgten mit **J.S. Bachs** und **Händels** neuartigen Mischformen (Oratorium, Kantate, Passion) Höhepunkte der Sakralmusik, in denen die unteilbare Kraft zwischen Wort und Musik, Ratio und Emotion wirksam wurde.

Im Zuge der Aufklärung und mit der Emanzipation der Musik von ihren kirchlichen Auftraggebern konnten sich neu erschlossene Räume weiter entfalten: Autonomie und Kunstreligion hießen die neuen Schlagworte. **Beethovens** subjektives Bekenntnis zu seiner 80 Minuten dauernden *Missa solemnis* fasste er in den Wunsch: *„Von Herzen – Möge es wieder – Zu Herzen gehn!“*

Im 20. Jahrhundert entstand durch Anleihen in anderen Konfessionen oder in früheren Epochen Neue geistliche Musik. **John Cage, Karlheinz Stockhausen** und **Olivier Messiaen** können dafür als Beispiele gelten. Musik als Ausdruck des Seins, als Weg zum Dasein und zu theologischer Erkenntnis.

Vom Glauben der Komponisten und Komponistinnen

Die Musikwissenschaftlerin, Musik- und Kulturmanagerin mit Engagements bei den Salzburger Festspielen, beim bayrischen Rundfunk und Lehrtätigkeit an der Paris Lodron Universität in Salzburg, **Martina Elmer,** erweitert den Themenkreis ihres Vorredners um die Frage: Was glauben die Komponisten? Bis ins späte 18. Jahrhundert war die religiöse Sozialisation und die Verankerung des Glaubens im Alltag eine Selbstverständlichkeit. Mit ihrem pragmatischen Zugang und groß ausgeführtem Handwerk legten die Kirchenmusiker Zeugnis ihres Glaubens ab, der sich allerdings zunehmend zu persönlichen spirituellen Bekenntnissen wandelte und die Aufgabe des Künstlers darin sah, *„die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht zu verbreiten“* (Beethoven). Als Beispiele der Romantik zitiert Elmer **Brahms'** *Deutsches Requiem* und **Gustav Mahlers** *2. Symphonie,* die für eine neue Form der Totenmesse biblische Texte kombinieren bzw. Anleihen in weltlicher Musik machen (*„Des Knaben Wunderhorn“*).

Noch viel radikaler begegnet uns Glaubensmusik im 20. Jahrhundert, wo nach den Traumatisierungen zweier Weltkriege im säkularen Frankreich einerseits und in der glaubensfeindlichen Sowjetunion andererseits große sakrale Musik entsteht: **Olivier Messiaen** und **Galina Ustwolskaja** sind ihre bekanntesten Vertreter. **Arvo Pärt** schließlich entdeckt den gregorianischen Choral für sich und schafft mit seiner tintinnabuli-Technik neue Klangräume. Eine zeitgenössische Stimme des Religiösen stellt die 2025 mit 93 Jahren verstorbene **Sofia Gubaidulina** dar, die in ihrer Vertonung des franziskanischen Sonnengesangs *„cantico delle creature“* für Kammerchor, Cello, Celesta und Percussion die Musik wieder ganz in den Dienst eines heiligen Textes stellt. Ihre kompositorische Praxis der *„creatio ex nihilo“* (das Erscheinen von Tönen aus dem Nichts) setzt kontemplatives Hören voraus.

Nicht immer gelinge laut Elmer die Vermittlung zeitgenössischer Sakralmusik, da im Publikum oft ein solider Wissenskontext fehle und ein niederschwelliger Zugang naturgemäß an seine Grenzen stoße.


Kraftvoll: Giovanni Gnocchi und Geir Draugsvoll (von links). Alle Bilder: Konrad Eichbichler

Gott ist Klang – innerer Friede als Ziel hinduistischer Musik

Von einem ganz anderen Musikverständnis ist die indische Musik geprägt, erläutert die emeritierte Religionswissenschaftlerin der Katholisch- Theologischen Fakultät Münster **Annette Wilke**. Sie hat ihre theoretischen Studien zu hinduistischer Musik in einem zweijährigen Forschungsaufenthalt in Benares in der Praxis vertieft. Einen grundlegenden Unterschied sieht sie im symbiotischen Verhältnis zwischen Glauben und Musik. In einer klangzentrierten Lebenswelt wird der Klang mit dem Göttlichen gleichgesetzt, die Hingabe beim Musizieren oder Musikhören wird als Grundhaltung vorausgesetzt.

Bis ins 2. Jahrtausend vor Christus gehen die Ursprünge der vokalen Gebetstraditionen zurück, und selbst Medienumbrüche wie Schrift und Buchdruck konnten der Bevorzugung von Klang und Stimme wenig anhaben, wohl auch deshalb, weil es im Raga (melodisches Gerüst für Improvisation) keine Notenschrift gibt und die Musikregeln seit jeher mündlich weitergegeben werden. Erst in der tätigen Praxis der Improvisation und des Singens heiliger Texte entwickelt die hinduistische Musik ihre geistig-geistliche Macht zur Erreichung des inneren Friedens.

Vom kreativen Spannungsfeld zwischen Kirchenmusik und Konzert

Historisch fundiert lässt der Musikwissenschaftler und ehemalige Leiter der Hochschule für Musik und Kirchenmusik an der Jesuitenkirche Luzern, **Alois Koch**, die Entwicklungsstufen der *musica sacra* von der streng liturgischen Musik bis zur geistlichen Musik unserer Zeit noch einmal Revue passieren. Den *„thesaurus musicae sacrae“* (Schatz der Kirchenmusik), der sich dank Umbrüchen, Reformen und Rückbesinnungen immer wieder neu entdeckte, gelte es heute weiterzuentwickeln, auch um dessen Musealisierung entgegenzuwirken. Unter den heutigen Bedingungen des Glaubenspluralismus, der Individualisierung und der vernachlässigten Qualität der Musik in der Kirche sei dies ein durchaus anspruchsvolles pädagogisches Unterfangen. Wer für Kirchenmusik begeistern will, könne nichts mehr voraussetzen, müsse vielmehr der Diversifikation Rechnung tragen. Nur bewusste Reflexion und theologische Begleitung könnten der *Neuen Geistlichen Musik* Beheimatung schaffen und zu einem lebendigen Austausch verhelfen.

Konzentration und Expressivität in der Seminarkirche und im Dom

Auch in diesem Jahr fand der Themenschwerpunkt des Symposions in den Konzertprogrammen eine stimmige Fortsetzung. In der Intimität der Kirche des Priesterseminars erlebte ein konzentriert aufmerksames Publikum eine faszinierende Klangevolution neuer geistlicher Musik mit **Giovanni Gnocchi**, einem international tätigen Solocellisten und dem aus Norwegen stammenden **Geir Draugsvoll,** der die zeitgenössische Musik für das Bayan, ein mit dem Akkordeon verwandtes russisches Volksinstrument, erschließt. Neben Arvo Pärt ist es vor allem die 2025 verstorbene Sofia Gubaidulina, deren Solostücke für Bayan lebendigen Organismen nachempfunden scheinen, die den vielfältigen schmerzhaften Brüchen des Lebens ausgesetzt, immer wieder Kraft finden in der Ruhe, im Atemholen, in der Kontemplation. *„Ex exspecto“, „De profundis“* und *„In croce“* sind die Titel dieser Werke, die empathisches Mitfühlen geradezu erzwingen. Arvo Pärts *„Spiegel im Spiegel“* ist eine in begrenzter Melodik und ständiger Wiederholung verharrende Suche nach innerer Ruhe. Mit Peteris Vasks *„Das Buch“* (1978) und Benjamin Brittens Cellosuite Suite Nr. 3 op.87 beweist Gnocchi seine außerordentliche Virtuosität und Ausdruckstiefe.

Brahms schrieb sein *Deutsches Requiem* anlässlich des Todes seiner Mutter zwischen 1865 und 1868 und vollzog durch die freie Auswahl biblischer Texte als erster den Schritt von der strengen Form der christlichen Totenmesse hin zu einer Musik des Trostes für die Lebenden. Das **Collegium Musicum Bruneck** und die **Streicherakademie Bozen** (Leitung: **Georg Egger**) zelebrierten unter dem Dirigat von **Clau Scherrer** dieses Hochamt tiefster Emotionalität und wurden dabei kongenial unterstützt von den Solisten **Elisabeth Freyhoff** (Sopran) und **André Morsch** (Bass- Bariton).

Dem Motto des Symposions *„Traumpaar Religion und Musik“* fügte auch der **Domchor** während des Abschlussgottesdienstes ein zukunftsträchtiges Zeichen hinzu: Unter der Leitung von Domkapellmeister **Andrea Tasser** wurde das Messordinarium *„Missa Sanctae Crucis für Chor und Orgel“* von Wolfram Wagner aus dem Jahr 2012 interpretiert, das sich in seiner Tonsprache existenziellen Fragen des Daseins zuwendet und im *„Dona nobis pacem“* des Agnus Dei eine Ahnung inneren Friedens entstehen lässt.

© Alle Rechte vorbehalten

BILDER auf abo.dolomiten.it

BLICK INS KINO: „THE INVITE“ VON OLIVIA WILDE

Dünnes Eis


von Ida Walder

Wer „Der Gott des Gemetzels“ aus dem Jahr 2011 kennt wird in „The Invite“ eine gewisse Ähnlichkeit sehen. In beiden Filmen stehen zwei Pärchen im Zentrum der Geschichte, die sich gegenseitig weniger als mehr leiden können – aber gezwungenermaßen einen Abend miteinander verbringen. Der Abend ist wie gemacht dafür, zu eskalieren – steht doch weniger die Beziehung zu den Nachbarn auf der Kippe als die von Joe und Angela. Nach fünfzehn Jahren Ehe und einer gemeinsamen Tochter teilen die beiden Wohnung und Leben eher zweckmäßig als würdevoll. Als Hawk und Pina von der Wohnung über ihnen vorbeikommen, dient die Abneigung gegen die Nachbarn nur noch als Vorwand, den eigenen Partner und die eigene Ehe zu verachten. Komplexe, Unsicherheiten und Kommunikationsprobleme – und am Ende eine tiefe emotionale Verbitterung – erzeugen eine derart angespannte Lage, dass sie fast zwangsläufig ins Komische kippt. Obwohl sich die Spannung auf das Publikum überträgt, wird der Film nie anstrengend – im Gegenteil, gerade diese Konflikte schaffen den Raum für die Pointen, von denen die Geschichte lebt. Forciert wird diese Dynamik von der Kamera: Sie lässt den Raum als beklemmend eng erleben und öffnet ihn im selben Moment wieder.
Ihren eigenen Blick auf das Thema kontextualisiert **Olivia Wilde** dem Publikum gleich zu Beginn, mit einem Satz des irischen Schriftstellers Oscar Wilde: *Man solle immer verliebt sein.* Deshalb sollte man niemals heiraten. Diese Worte bringen die zentrale Widersprüchlichkeit des Films auf den Punkt, der romantischen Geist mit schonungslosem Zynismus konfrontiert. So gelingt es Wilde, sich nicht im Kammerspiel zu verlieren, sondern aus ehelicher Ernüchterung, zwischenmenschlichen Konflikten und einer bisweilen überreizten Atmosphäre eine ebenso bissige wie unterhaltsame Komödie zu formen.


ein Abend unter Nachbarn, könnte nett sein, wenn nicht...

■ **Termin:** Filmtreff Kaltern ©

VIDEO auf abo.dolomiten.it